

(Nachdruck verboten.)

2) Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Emil hatte eine Zurechtweisung auf der Zunge, als Fritz aber auf dem Rade, das seine hagere Gestalt kaum beschwerte, einige kühne Wendungen machte, und seiner Freude Ausdruck gab, daß „das Luder wieder in Ordnung“ sei, verzichtete er darauf und ließ den Gehilfen unter seinem Kommando hin und her manövrieren.

Die beiden hatten die Lehrzeit gemeinsam durchgemacht. Fritz war um ein Jahr älter, war der geschicktere Arbeiter und hatte manchen Schnitzer des Meisterjohnes auf sich genommen; dadurch war eine Art Freundschaft zwischen ihnen entstanden.

Aber jetzt war's genug, meinte Emil, Fritz solle absteigen und schauen, daß er weiter komme. Dieser aber wollte das feltene Vergnügen, auf dem Rade zu sitzen, nicht sofort wieder aufgeben, er beschrieb eine größere Kurve und fuhr um die Ecke die Straße hinab.

Emil schrie ihm nach, zurückzukommen, und als Fritz der Weisung gehorchte, fuhr er zornig gegen ihn auf:

„Rhinoceros, willst Du denn meinem Alten direkt in den Nachen laufen?“

„Ich bin nicht so dumm,“ lachte Fritz, „Dein Alter soll nur glauben, daß Du wieder einem silbernen Tintensatz nachrennst.“

„Aber wenn er grad' zum Fenster 'nausschaut und Dich auf dem Radl sieht, dann — — Sakrament, ob Du runter gehst —“

„Aergern Sie sich nicht, Sie aufgeputzter Geck,“ sagte der andre und zeigte ihm grinsend seine herrlichen Zähne, „er hat mich nicht gesehen, aber sie —“

Er fing stärker zu treten an, und an Emil vorüberfahrend, rief er ihm zu:

„Sie wird gleich da sein, die Fräul'n Gusti, und jetzt laß mich noch auf dem Radl, jetzt hast was andres zu thun.“

Er fragte nicht weiter, den Oberkörper vorbeugend, raste der schwarze, muskulöse Kerl wie ein Dämon dahin, den Wall entlang.

Die Botschaft hatte Emils Zorn verdrängt und einer aufquellenden Freude Platz gemacht. Mit klopfendem Herzen lauschte er, ohne sich indes über die schützende Ecke hinaus zu wagen.

Fritz hatte richtig gesehen.

Fräulein Auguste Witte war aus dem Schönbrunner Hause getreten und blieb vor der Hausthüre stehen, mit bedächtiger Grazie ihren Sonnenschirm aufspannend.

Raum über fünfzehn, war sie in dem frischen rosa Kleide und ihrer frischen, rosigen Schönheit das reizendste Ding, das man sich denken konnte.

Ihre Haltung erschien zwar weniger ungezwungen als sonst, sogar etwas feierlich, und das war nicht zu verwundern, denn sie trug ihr schönes Kleid heute zum erstenmal. Die fleißigen Hände der Mutter hatten soeben die letzten Stiche daran gemacht.

Es saß fest in der Taille, und wenn die Falten des Aufputzes etwas plump über der zarten Brust und den Schultern sich bauschten, so wußte sie's nicht, und schließlich konnte auch die ungeschickteste Schneiderin der Anmut dieses erblühenden Körpers nichts anhaben.

Der runde Strohhut, unter dem ein Gefräusel lichtbrauner Haare hervorbrang, war mit weißen Bändern gepußt und beschattete das liebliche Gesicht bis über das kurze, neckische Näschen hinaus.

Dies Gesicht sah so glücklich aus, wie es eben bei einem jungen Geschöpf der Fall ist, das sich schön weiß und von dem bewundert zu werden hofft, den es lieb hat. Ihr war in dem Augenblick so wohl und wichtig zu Mute, als sollte sich ein Weltenschicksal erfüllen. Als sie Fritz auf Emils Rover bemerkt hatte, war ihr die Situation sofort klar gewesen und sie wußte, wo sie ihren Schatz zu suchen hatte.

Als sie aber um die Ecke bog, schreckte sie doch zusammen, als sie so Aug in Auge mit Emil zusammentraf.

Auch er hatte in aufstürmender Freude die Farbe gewechselt, aber der Heuchler legte seine Stirne in Falten.

„Ich hab' schon geglaubt, ich werd' die gnädige Fräul'n heut nicht mehr zu sehen kriegen, den ganzen Vormittag hab' ich umsonst gewartet.“

Es lag ein so bitterer Vorwurf in seinem Ton, daß es dem Mädchen ins Herz schnitt.

„Aber, Emil, ich kann Dich doch nicht immer auffuchen.“

„Du nicht, sehr gut — aber ich soll's können, ich immer — gelt — Du weißt doch, wie mein Alter mir auspaßt, aber darauf nimmst Du keine Rücksicht — Du bist so — so —“

Das anklagende Wort blieb ihm im Halse stecken, sie war so schön. Er nahm ihre Hand und wollte sie an sich ziehen.

Sie wehrte ihn ab; das nahm er schief.

„So bist Du immer, ich soll gar nichts haben — nicht einmal am Sonntag. Und ich wart' da wie ein Narr, in der Sit!“

„Die Mutter war so lang' nicht fertig geworden,“ flüsterte sie, und um ihn einigermaßen zu entschädigen, duldete sie, daß er den Arm um sie legte, dann erzählte sie ihm, daß sie mit der Südbahn nach Baden fahren. „Wir sollten eine Freud' haben, weil heute der Mutter ihr Geburtstag ist.“

„Da geht Ihr also alle?“

„Wir Mädeln mit dem Vater.“

„Und die Mutter?“

„Die bleibt zu Hause, sie verlangt sich's nicht — weil es für alle zu kostspielig wäre,“ sagte sie unbefangen.

Er nickte; auch er fand es natürlich, daß die Mutter hinter den Mädeln zurückstand.

„Wir gehen zum geraden Michel,“ versicherte Gusti, und ihre Augen leuchteten vor Entzücken.

„Es ist wunderschön dort, die Wirtschaft liegt mitten im Walde, sie ist berühmt. An Sonn- und Feiertagen kommen viele Herrschaften mit den Equipagen hinaus, um dort den Kaffee zu trinken — manchmal wird auch getanzt — ich denke, wir werden auch tanzen —“

„Dabei kannst Du mich natürlich nicht brauchen,“ bemerkte Emil in deutlicher Eifersucht.

„Ja, wie denn?“

„Du unterhältst Dich viel besser ohne mich.“

„Emil!“

„Du weißt zwar, daß ich zum Herbst zum Militär komme, und daß wir uns dann viel seltener sehen werden, vielleicht gar nicht — aber das ist Dir ganz egal.“

Sie senkte den Kopf, eine plötzliche Traurigkeit breitete sich über ihr eben noch so strahlendes Gesicht.

Er merkte es und seinen Vorteil verfolgend, fuhr er eindringlicher fort:

„Was dann mit uns wird, das weiß Gott — wir sind noch so weit von unserm Glücke entfernt . . . Ach, Gustel, meine liebe Gustel!“ rief er, sie fester umschlingend.

Sie schmiegte den Kopf an seine Brust, wie ein junges Mädchen. „Emil,“ flüsterte sie, „sag' mir, wie stellen wir's an, daß wir —“

„Daß wir zusammenkommen? Gustel, wenn Du mir folgen möchtest, ich wüß' schon, wie wir's zu machen haben — daß —“

„Daß wir uns heute noch sehen,“ vollendete sie und sah mit den lieben, unschuldigen Augen fragend zu ihm auf.

Es riß ihn herum, verdrießlich, weil sie noch so dumm war und ihn gar nicht verstehen wollte, und, den Ton ändernd, sagte er schroff:

„Wenn Du mir früher gesagt hättest, daß Ihr zum geraden Michel geht, dann wäre ich auch hingekommen.“

„Wer weiß, ob der Vater —“

„Ach was, dazu brauch' ich keine Erlaubnis . . . Wenn andre mit ihren Equipagen hinfahren, kann ich auch mit der meinigen —“

„Du meinst mit dem Radel? Dazu ist's freilich zu spät.“

„Oho, das wollen wir sehen . . . Ich könnte zugleich mit Euch dort sein — vorausgesetzt, daß es Dir recht wäre —“

Da sah sie ihn von unten auf an, überrascht, verschämt und entzückt zugleich: „Ach, geh' doch!“

„Ich geh' auch,“ jubelte er, drückte sie an sich und küßte sie ab nach Herzenslust.

„Das war gut,“ sagte er und leckte sich die Lippen.

„Jetzt heißt's sich einspannen. Herrgott, und der g'flückte Aff ist mit meinem Rad auf und davon gefahren . . . Wenn der Kerl nicht kommt, bring' ich ihn um.“

Aber schon erschien der also Bedrohte am Horizont und, ohne die Bremse anzulegen, sauste er den Hügel hinab, grad auf sie zu.

Einige Schritte vor ihnen sprang Fritz vom Rade; seine Augen glänzten, seine salzigen Wangen, die selten eine Spur von Farbe zeigten, waren gerötet und das schwarze, struppige Haar hing ihm in feuchten Strähnen tief in die Stirne herein. „Dein Glück, daß Du da bist, Du Kasser,“ rief Emil übermütig ihm zu.

„Fünf Kilometer in zehn Minuten,“ prahlte Fritz und blähte seine magere Brust.

„Ich werd' jetzt dreißig Kilometer in dreiviertel Stunden zurücklegen, das ist was andres, Du Großmaul.“

„Es ist ganz dasselbe,“ grinste Fritz, der ein gewandterer Korbrechner war. Emil überhörte es gern.

„Ich küß die Hand, Fräulein Gusti,“ rief er laut. Schon saß er im Sattel, vollführte einige zierliche Kurven, salutierte und fuhr dann leicht in eleganter Haltung den Hügel hinauf und davon.

Sie sah ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war. Als sie sich umdrehte, bemerkte sie Fritz, der, an die Mauer gelehnt, nach ihr hinstarrte.

Sie wendete den Kopf nicht ohne Hochmüt. Was brauchte er noch da zu stehen und sie anzugaffen. Die Zeit, wo sie darauf verfaßten war, mit dem Lehrlingen am Ball herumzuspielen, in den Vriengraben zu springen, um an der andren Seite mit seiner Hilfe wieder heraufzuklettern, war längst vorbei. Sie war ein Fräulein geworden.

Aber bei Fritz brauchte sie sich vor Vertraulichkeiten nicht zu fürchten.

Die Nase in der Luft, die Hände in den Taschen, ging er pfeifend an ihr vorüber und trat ins Haus, ohne weiter von ihr Notiz zu nehmen.

Gusti schlenderte hinterdrein. Als sie unter den Fenstern der elterlichen Wohnung stand, rief sie hinauf: „Mutter!“

Ein zartes Frauenantlitz, vor dunklen Haaren umrahmt, erschien am Fenster.

„Sie kommen schon,“ antwortete die Mutter und verschwand wieder.

Und da flatterte auch schon eine zweite in Rosa über den Gang und gleich darauf stand ein gleichgekleidetes, mindestens ebenso hübsches Wesen neben Gusti, ihre Schwester Luise. Sie war größer und schlanker, ihr Teint matter, ihr Haar dunkler. Die schwarzen, wunderbar geschnittenen Augen hatten einen etwas scheuen, verschleierten Ausdruck, als fürchteten sie sich, zu dreist in die Welt zu blicken.

Sie war älter als Gusti, schon siebzehnjährig, aber unerfahrener als die Schwester, unberührter von allen sinnlichen Eindrücken des Lebens, und doch, wie jene, in gesunder Gemütsucht nach Freude verlangend.

Sie sah erwartungsvoll und glücklich aus wie ein Kind. „Kommt der Vater noch nicht?“ fragte Gusti.

„Gleich, der Halsfragen sah wieder schlecht, und mit der Schleife konnte es die Mutter gar nicht treffen, er hat sie immer wieder aufgebunden.“

„Er ist sehr eitel.“ Gusti zwinkerte schelmisch.

„Eitel ist er nicht,“ verteidigte Luise, „aber alles Häßliche ist ihm zuwider.“

„Da ist er!“

Ein zierlich gebautes kleines Männchen sprang mit der Leichtigkeit eines Jünglings die Treppe herab. Sein Neuhäres präsentierte sich flott und jugendlich, mit einem geluchten künstlerischen Ansich. Er trug einen grauen Rembrandthut und ein kurzes braunes Manchester Röckchen; der lichtfarbige Hemdfragen war umgeschlagen, das Halsstuch zu einer großen flatternden Schleife gebunden. Statt der Weste hatte er einen breiten blauen Gürtel angelegt, der um die Mitte festgeschmalt war.

Das schmale Gesicht mit der kühn gebogenen Nase, die kleinen, aber feurigen Augen, der langgehaltene Spitzbart verliehen ihm ein donquichotteartiges Aussehen, das er absichtlich festhielt.

Er musterte seine Töchter, die ihm entgegen prangen, mit glücklichen Vateraugen.

„Kann es etwas Schöneres geben, als dies? zwei,“ schienen sie zu sagen, dann klatschte er lustig in die Hände:

„Vorwärts, Mädeln, jetzt heißt's laufen, sonst veräumen wir den Zug.“

Als sie auf der Straße waren, blickte er nach dem Hause zurück.

Dort lehnte die Mutter im Fenster.

„Kinder, die Mutter schaut uns nach,“ rief er.

Er küßte in ritterlicher Weise den Hut und grüßte hinauf. Auch die Mädchen grüßten mit Augen und Händen:

„Adieu, Mutterl, adieu!“

Der Vater hatte jetzt die Mitte zwischen seinen Guldinnen eingenommen, rascher schritten sie aus, dem Südbahnhofe entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Tunneldurchschlag.

Am Fuße der waldreichen Nordhänge der julischen Alpen liegt in einem weiten Thallese das krainische Dorf Wochener - Feistritz. Selten verirrt sich der Fuß fremder Wanderer hierher, denn weitab genug von den beschienenen Straßen liegt dieses waldumkränzte Dörfchen. Nur eifrige Touristen drängen bis hierher vor, um die Kiesen zu bezwingen, die bis spät in den Sommer hinein ihre schneeigen Häupter vor dem heißen Liebestwerben der Sonne zu schützen wissen, die Cerna Pest, die Bama und im nördlichen Thal das Massiv des Triglav, von dem Baumbach in seinem „Platorog“ singt:

„Dir, mächt'ger Triglav, gilt mein Lied, mein Grüßen!

Drei Häupter hebst Du trotzig in die Höh'

Wie jener Gott, nach dem sie einst Dich hießen,

Und jeder trägt ein Diadem von Schnee.“

Seit drei Jahren ist das Dorf ein andres. Zwar wurde keine Regel in die kreuz und quer hingebauten Bauernhäuser gebracht, auch die Dorfgehägen sind noch so schmugig und unbewegsam wie einst, da Wochener - Feistritz noch das alte westabgeschiedene krainische Dorf war — und doch ist das Dorf ein andres. Bretterhuden da und dort und gar an seinem östlichen Ende ist eine ganz neue Kolonie entstanden, städtisch aussehende Häuser, ein Hotel, ein Beamtenhaus, das Wohnhaus eines Bauunternehmers, Arbeiterhäuser, Maschinenhäuser und bald zog auch die Arnee ein, die diese Stadt bevölkern sollte. Krampen und Schaufeln, Bohrer und Schlägel und vor allem das Dynamit waren ihre Waffen. Nun wußten die Feistritzer auch, daß es endlich ernst werden sollte, daß die alte Kolba, die sich 1500 Meter hoch im Südosten von Feistritz aufbaut und die den Weg nach dem Süden nur auf schmalen Saumpfadern gestattet, am längsten den Menschen getrotzt hatte.

Mitten durch ihren Leib sollte nun eine breite Straße führen, auf der sich zwei Jüge begegnen konnten. Der 6335 Meter lange Wochener Tunnel, der drittgrößte im Zuge der neuen Alpenbahnen, sollte hier seinen nördlichen Ausgangspunkt haben, um in Pohorbo das Küstenland zu erreichen, und dadurch den Weg nach Trieste freizumachen.

Lange vorher schon waren ab und zu die „Steinklopfer“ und die „Feldmesser“ gelommen und hatten das Gebirge nach allen Richtungen abgetastet, abgemessen und abgklopft, bis sie endlich eine Stangenstraße über den Berg absteckten.

Eines Tages im Herbst 1900 begann dann der Kampf der Menschen gegen den Berg. Vom tiefsten Absturzzeichen am Hang der Kolba bisierten die Ingenieure eine Gerade in den Berg und die Mineure gingen frisch ans Werk und trieben in der berechneten Achsenlinie den Stollen vor. Immer fort und fort, bis sie genug weit drinnen waren, um an die Erweiterung und Erhöhung des zwei Meter breiten und ebenso hohen Sohlstollens schreiten zu können. Da sprengten sie dann in die Decke des Stollens laminartige Aufbrüche und von diesen weg trieben sie in der Richtung des Sohl- oder Nichtstollens, vorwärts gegen das Berginnere und zurück zum Tunnelseingang oder „Loch“, wie es in der Tunnelprache heißt, neue Stollen, die sogenannten Firnstollen. Erst von diesen aus geht der Tunnelbauer an die Ausprengung der übrigen Felspartien, die dem Tunnel (zu deutsch: Röhre) Platz machen müssen. Diese letzte Sprengarbeit ist der Vollausschub. Dabei muß dem Gebirgsdruck Rechnung getragen werden. Nur allmählich kann die Röhre ausgebrochen werden. Die Tunnelbauer teilen zu diesem Zwecke den ganzen Tunnel in Ringe, deren jeder 8,3 Meter lang ist.

Hinter dem Mineur kommt der Maurer. Einen Teil dessen, was der Mineur dem Berge aus dem Leib gesprengt hat, muß der Maurer wieder verbauen. Mächtige, bei starkem Gebirgsdruck oft zwei Meter starke Widerlager streben von der Sohle des Tunnels zu beiden Seiten in die Höhe, als Träger der Quaderwölbung, mit deren Hilfe das Gebirge gehalten wird. So geht es Schritt um Schritt vor, immer tiefer in den Berg hinein.

Voran die Sohlstollenmineure. Förmlich eins mit dem Felsen, lauert dort im Dunkel des Stollens ein Mann und hält eine unten spitze Eisenstange mit beiden Händen gegen den Felsen. Und neben ihm steht einer und schwingt den Schlegel. Schlag um Schlag faßt auf den Kopf des Spizeisens, des Bohrers, nieder, Schlag um Schlag mit der Sicherheit einer Maschine, die in strenge Bahnen gewiesen ist. Gleichmütig hält der Fels den Bohrer. Der Gedanke, daß ein Schlag daneben gehen oder abgleiten und ihm die Hände zerschmettern könnte, kommt ihm gar nicht. Er weiß es, daß der Antonio so sicher arbeitet wie eine

Maschine und daß er den zollbreiten Kopf des Bohrers treffen muß, daß er nicht abgleiten kann, so wenig wie sich Antonio fürchtet, wenn er, Giuseppe, den Schlegel schwingt. Aber bald ist der Handbetrieb zu langsam. Die Maschine löst den Menschen ab. Wer so ein Ungeheuer ist an der Arbeit gesehen, der hat ein unvergeßliches Bild voll Dämonen und Kraft in sich aufgenommen. Im vorigen Oktober war's, als ich dazu Gelegenheit fand. Immer tiefer drangen wir im Stollen vor. Plötzlich schlug fürchtbares Getöse an unser Ohr. Dumpfes Grollen kündete es an, dann hörte man hellere Töne heraus und jetzt . . . sieht auch schon das Auge in die Höllentwerkstatt vor Ort. Ein langgestreckter, breitnütziger Drache aus Eisen, auf dessen Rücken das vergitterte Glühlampenauge sitzt, sperrt uns den Weg. Mit seinen Baden ist er in das Gestein zu beiden Seiten zu verstreut, daß seine vier Stoßzähne Halt und Stütze finden, wenn sie sich in raschen Schlägen in die „Brust“ des Berges bohren, um Raum zu schaffen für die Drachensaat, die dann in die „Brust“ gesenkt werden soll, für das fürchtbare Dynamit. 450mal in der Minute erneuert der Eisenzahn Stoß um Stoß seinen Angriff. Der Berg ächzt und zittert unter den wuchtigen Schlägen, denen er doch nicht standhalten kann. Wohl spritzen Funken von den Zähnen. Aber die Zähne bohren sich dennoch immer tiefer und tiefer in den dunkelgrauen steinernen Leib. Ist der erste Zahn zu kurz, dann setzt ein Bedienungsmann vorn an der Brust einen längeren ein und wieder einen längeren, bis sich der letzte Zahn endlich zwei Meter tief in die Brust geböhrt hat. Und auf dem Augenblick selbst klettert ein Menschlein herum und ein andres dreht eine Sturzel, ein drittes schwingt einen Hammer, den Keilring anzutreiben . . . Harte Arbeit wohl, aber was ist sie gegen die Wucht des gewaltigsten Elements, gegen die Wucht der Elektrizität, der das harte Gefüge der Trias nicht standhalten kann! Den vier Bohrmaschinen, die auf den Querballen des Balanciers aufrufen, muß der Berg weichen. Und haben die Maschinen 16 bis 18 Väter in die „Brust“ geböhrt, dann kommt das unbarmherzige Dynamit dem Menschen zu Hilfe und reißt in tausend Stücke, was Jahrmillionen gesüßt haben.

Dem Stellenmineur folgen die Ringmineure, die die Aufstöße, Firnistollendortrieb und die Vollaussbrüche der Ringe zu besorgen haben, und die Maurer vollenden das Werk, das nie ohne schwere Opfer an Leben und Gesundheit vollbracht wird.

Wenn wo die vielcitirten Worte Dantes: Lasset alle Hoffnung draußen, in großen Lettern prangen sollen, so vor jedem im Bau begriffenen Tunnel. Von den Tausenden, die während des Baues ihre Haut im Tunnel zu Markte tragen, kommt auch nicht einer ohne Denkfettel davon. Nicht einer! Ist es nicht ein daneben gegangener Schlag, der ihn trifft, ein fallender Stein oder Balken, ist es nicht ein rollender Wagen, unter den er kommt, der ihn an die Wand quetscht oder der ihm sonst gefährlich wird, fällt er nicht aus der Höhe der Gerüste im Dunkel herab, wird er nicht das Opfer der verspäteten Explosion eines sitzengebliebenen Schusses, wird ihm nicht das ab und zu aufstretende Grubengas zum Verderben — trifft ihn also keiner der vielen möglichen und oft doch nicht vorauszufehenden Unfälle, dann wirkt doch gewiß auf seinen Körper bald die Kälte, bald wieder die Wärme im Tunnel und der zu rasche Uebergang in die Außentemperatur, oder es leiden seine Augen, sein Magen unter den Einwirkungen dieser gefährlichen und harten Arbeit, oder er fällt andern Krankheiten oder Epidemien zum Opfer. So leichten Kaufs kommt der Mensch nicht weg, wenn er den Kampf mit den Berggeistern aufnimmt. Hier in Bocheiner-Feistritz sendeten sie den Pionieren der neuen Alpenbahn riesige Mengen eisigkalten Wassers zur Abwehr entgegen. 750 Sekundentiter (65 Millionen Liter im Tag; für jeden Berliner also 80 Liter etwa) wurden am Dienstagmorgen am Abfluß des Tunnelbaches gemessen. Und an einer Stelle trat den Menschen „Knallgebirge“ entgegen. Plötzlich wurde der Mineur viele Meter weit zurückgeschleudert. Die Spannung im Gestein hatte sich so urplötzlich gelöst, daß der schwache Mensch dem Druck nicht standhalten konnte. Und seither hat das Gebirge ab und zu immer wieder solche Zeichen der dämonischen Kraft gegeben, die in ihm seit der Trias gefangen gehalten waren. Schon viermal schlenderte es seither plötzlich Steingeschosse auf die nichts ahnenden Mineure. Beim Bau des Karawanken-Tunnels, dem zweitgrößten im Zuge der neuen (zweiten) Verbindung Deutschlands und Oesterreichs mit Triest, traten wieder Grubengase auf und eine noch viel schlimmere Erscheinung. Das Gebirge „blähte“, das heißt, es duldet nicht, daß ihm der Mensch Wunden schlage, und suchte den leeren Raum wieder auszufüllen. Die Sohle ging nach oben, der Stütz drückte nach unten und auch die beiden Seitentände der Stollen strebten zu einander. Der Berg spottete lange und spottet heute noch in einzelnen Partien der menschlichen Hilfsmittel. Eigensämme von 80 Centimeter Durchmesser, mit denen der Stollen „Mann an Mann“ ausgehimmelt wurde, wurden wie Zündhölzchen gemüht und ein ewiges Knistern und Krachen da drinnen machte den Aufenthalt mitunter recht unbehaglich. Der sprechende Berg ist ein unheimlicher Geselle.

Wer diese Stunden, Tage, Wochen und schließlich Jahre der Sorge und Gefahr, der Qual und höchsten Plage den Arbeitern und Ingenieuren, denen, die das Werk erdacht und vollbracht haben, nachzudenken vermag, der muß auch mit vollem Herzen bei dem Feste sein, das nun die staatliche Vauseitung und die Unternehmung allen Mitarbeitern an dem Werke bereiten.

Das Durchschlagsfest wird traditionell in dem Moment begangen, da die zwei Arbeitspartien, die von zwei Seiten in der Richtung der vorberechneten Tunnelachse im Berg vordringen, aneinander stoßen. Wenn die letzte Scheidewand zwischen Ost und West oder Nord und Süd, wie hier in Feistritz, fällt, dann dröhnt mit Recht hundertstimmiges Glückauf durch den Berg, dann soll's ein Freudentag sein, der die Menschen vereint! Ein Lichtstrahl soll dann in das ewige Dunkel des Tunnels fallen und die Menschen auf Stunden vergessen lassen, wie viel Gefahren sie getrozt, wie viel Schwierigkeiten sie überwunden. Niemals ist das Glücksgefühl geleisteter Arbeit berechtigter. So prangt denn auch in diesen Tagen Bocheiner-Feistritz im Festschmud und der Tunnel hat Parade-toilette angelegt, um den offiziellen und hochoffiziellen Festgästen sein schönstes Gesicht zu zeigen. Was störend da drinnen im Dunkel im Wege steht, wurde beiseite geschafft und wenn der Drahtseil-Festzug als erster die Durchschlagsstelle passieren wird, an den engsten Stellen Waggon um Waggon von den „Schleppern“ vorwärts geschoben, dann wird das „Glück auf!“ der Festgäste den braven Tausenden den Dank der Kulturwelt vermitteln dafür, daß sie in Not und in Gefahr dieses Werk geschaffen haben, dafür, daß sie geholfen haben, dem Verkehr einen neuen Weg zu weisen, dafür endlich auch, daß sie ein schönes, ein herrliches Stück Erde uns näher gebracht haben. —

Mag Winter.

Kleines feuilleton.

ad. Volksbewaffnung und Volkswaffen. Bekannt ist Moltkes Wort über die Milizidee, den Gedanken der Volksbewaffnung: die Waffen seien leicht ausgeteilt, aber schwer wiederzubekommen. Der in dieser Äußerung unschriebene reaktionäre Grundsatz, daß das System der Volksbewaffnung unübertraglich sei mit Staats- und Gesellschaftsordnungen, in denen das Volk sich nicht selbst regiert, sondern dem Willen und den Interessen irgendwelcher herrschenden Klassen oder regierenden Oligarchen zu dienen hat, gehört zu dem altherwürdigsten Bestand reaktionärer Staatsweisheit. Schon Tacitus berichtet vor achtzehnhundert Jahren in der „Germania“ von den Sueonen im heutigen Schweden, bei denen im Unterschiede von den übrigen germanischen Stämmen der Besitz in Ehren stand, und sie darum, wie der Römer sagt, einem Monarchen unterworfen waren, anstatt sich demokratisch selbst zu regieren: sie seien auch nicht, wie die übrigen Germanen, alle im Besitz der Waffen, sondern diese wären aus Rücksicht auf den königlichen Vorteil verschlossen und der Bewachung durch ein unfreies Werkzeug des Königs anvertraut. Und bereits im 6. Jahrhundert vor Christo hat die Geschichte der altgriechischen Republik Athen Vorgänge zu verzeichnen, denen die politische Anschauung zu Grunde liegt, daß die Volksbewaffnung eine Hauptstütze der Demokratie sei, daß dagegen ein persönliches Regiment zur Bekämpfung des inneren Feindes einer zuverlässigen stehenden Truppe benötige. Als Pisistratus, der bis dahin den eifrigen Demokraten markiert hatte, 561 v. Chr. daran ging, sich zum Tyrannen von Athen aufzuwerfen, war einer seiner ersten Schritte auf dem Wege dahin, daß er eines Tages blutend in der Volksversammlung erschien und den Bürgern vorredete, die Wunden — die er sich selbst beigebracht — habe er von seinen politischen Gegnern empfangen. Dadurch wurde Stimmung gemacht für den Antrag eines seiner Werkzeuge, dem beliebten Parteihaupt eine Bebedung von „Reulenträgern“ zu bewilligen, die von 50 allmählich auf 400 verstärkt wurde. Umsonst warnte der alte Solon das vertrauensselige Volk:

„Thoren, das gleißende Wort des listigen Mannes vernehmt ihr, Sieht denn niemand von euch, was dem Geredeten folgt? Eingeln seid ihr Leute so fein und schlau wie die Füchse, Aber zusamt seid ihr jedem zu trauen bereit!“

Dieser Mangel an der demokratischen Tugend des Mißtrauens hatte die von Solon vorausgesehene Folge: Pisistratus besetzte 560 mit seinen Reulenträgern die Burg von Athen und warf sich zum Alleinherrscher auf. Er wurde dann zwar zweimal vertrieben, bemächtigte sich aber jedesmal nach kürzeren oder längeren Pausen von neuem der Herrschaft. Nach seiner Rückkehr behauptete er sich bis an seinen Tod. Diesmal freilich hatte er auch eine ganz radikale Entwaffnung des Volkes vorgenommen, deren Umstände äußerst interessant sind und keineswegs eine unverbürgte Anekdote, sondern eine durch die Autorität des Aristoteles gewährleistete Thatsache darstellen. „Pisistratus ließ die Bürger“, so erzählt der große Stagirite in seiner Schrift über die Staatsverfassung der Athener, „zu einer Waffenmusterung im Tempel des Theseus antreten. Dort begann er eine Rede zu halten. Dabei sprach er aber absichtlich nur ganz leise. Als sie ihm nun zuriefen, sie könnten ihn nicht verstehen, forderte er sie auf, bis zum Vorhofe der Burg hinaufzusteigen: dort werde er besser verständlich werden. Während er nun seine Ansprache fortsetzte, ergriffen seine Leute nach seinem Auftrage die zurückgelassenen Waffen der Bürger, hargen sie in den nahe gelegenen Gebäuden des Theseustempels und meldeten das Geschehene dem Pisistratus. Der hatte inzwischen seine Rede beendet und teilte nun mit, was aus den Waffen geworden war. Zugleich redete er ihnen zu, sich nicht bekümmern zu lassen und auch nicht den Mut zu verlieren, vielmehr sich zu entfernen und ihrem Besuche nachzugehen: die Staatsgeschäfte werde er schon alle selber besorgen.“ So waren die Athener die politische Freiheit zusammen mit ihren Waffen wieder losgeworden. —

z. Umgewehter Eisenbahnzug. Ein Eisenbahnzug ist vor kurzem an der Westküste Groß-Britanniens durch den Druck besonders starken Windes umgeweht worden. Auf der Linie Carnfort-Barrow der Furness-Eisenbahn führt ein Viadukt über die Mündung des Flusses Leven. Ein außerordentlich starker Wind warf hier einen Zug von 10 Wagen Länge um. Der Sturm hatte zunächst die Drähte der Telephon- und Telegraphen-Leitung losgerissen, und diese waren in die Näher und in die Bremsenrichtung des über die Brücke fahrenden Eisenbahnzuges geraten. Der Zug mußte daher mitten auf der Brücke halten, und das Begleitpersonal war mit der Entfernung der hinderlichen Drähte beschäftigt, als ein besonders starker Windstoß zunächst zwei Wagen und dann auch die übrigen acht Waggons umblies. Da der Zug zum Glück auf dem windseitigen Gleise hielt, so kamen die umgeworfenen Wagen auf das andre Gleis zu liegen und stützten nicht in den Fluß. Die Passagiere, 34 an der Zahl, wurden zwar mehr oder minder verletzt, vermochten jedoch aus den Fenstern und Thüren des umgewehten Zuges das Freie zu gewinnen. Der starke Sturm gestattete aber ein aufrechtes Gehen nicht, weshalb die Fahrgäste auf dem Boden der Brücke entlang kriechen mußten, um die auf dem Lande zunächst belegenen Häuser zu erreichen.

Die Untersuchung dieses bemerkenswerten Unfalles hat ergeben, daß der Sturm an jenem Tage eine ganz außerordentliche Stärke hatte, da er laut Messung in der Hafenspahn Barrow 45 m Geschwindigkeit pro Sekunde und zeitweilig sogar eine solche von 54 m besaß. Da die Eisenbahnbrücke in der Nähe der Verengung einer Bucht liegt, so kann hier der Sturm mit noch größerer Stärke aufgetreten sein. Die englische Zeitschrift „Ingenieur“ berechnet den Winddruck bei diesem Sturm auf 350 Kilo pro Quadratcentimeter, und das „Centralblatt der Bauverwaltung“ bemerkt dazu, daß die leichteren Wagen des umgestürzten Zuges bis zu einem wagerechten Druck von 160 Kilo pro Quadratcentimeter standfester waren und daß die schwereren Wagen erst bei einem Druck von 200 Kilo auf den Quadratcentimeter umgeworfen werden konnten. Der auf der Brücke beim Umsturz des Eisenbahnzuges aufgetretene Winddruck muß also in der That ganz ungewöhnlich stark gewesen sein, da nur die schwere Lokomotive auf dem Gleise blieb.

Es dürfte im Anschluß an diese Berechnung interessieren, daß die leichteren deutschen gedeckten Güterwagen rechnungsgemäß schon bei einem wagerechten Winddruck von 145 Kilo pro Quadratcentimeter nicht mehr standfester sind, während die schwersten Durchgangswagen auch nur einem Drucke von 190 Kilo Stand zu halten vermögen. Die Unfälle des Umwehens von Eisenbahnzügen sind aber auch so außerordentlich selten, daß schon ganz besonders ungünstige Umstände zusammenwirken müssen, wenn ein solcher Umsturz vorkommen soll.

Medizinisches.

— **Muscheln als Uebertäger von Typhus-Bazillen.** Gewisse kleine Muscheln, vor allem die Herzmuschel (*Cardium edule*), bilden, wie der „Prometheus“ nach der „Nature“ mitteilt, in London für die ärmeren Schichten der Bevölkerung eine vielbegehrte Speise. Man hat nun neuerdings beobachtet, daß diese Produkte des Meeres an gewissen Lokalitäten stark durch Kanallwasser-Stoffe befudelt sind, so daß also eine Uebertragung von Typhus-Bazillen zu befürchten ist. Zwar werden die Mollusken vor dem Genuß abgekocht, doch geschieht dies in sehr oberflächlicher Weise, indem man ganze Neze mit ihnen in einen Kessel mit kochendem Wasser steckt. Naturgemäß hört das Sieden sofort auf, sobald die Neze mit ihrem kalten Inhalte in das Wasser eingetaucht werden; und wenn das Sieden von neuem einsetzt, dann sind die Muscheln längst wieder aus der Flüssigkeit entfernt. Ein längeres Kochen verbietet sich aber darum, weil die Ware bei solcher Behandlung schrumpft und unansehnlich wird, kurz, ihre Marktsfähigkeit einbüßt. Man hat nun Muscheln, bevor man sie in der geschätzten Weise abkocht, in Wasser getaucht, das reichlich Typhusbazillen enthielt; und es hat sich gezeigt, daß sich an den Tieren auch nach dem Abkochen noch massenhaft lebenskräftige Individuen des genannten Spaltpilzes fanden. Um nun die drohende Gefahr einer Verseuchung der ärmeren Volksschichten auszufchalten, hat man versucht, das in Frage stehende Nahrungsmittel durch Dampf zu sterilisieren. Die Experimente, welche die Fishmongers' Company in dieser Richtung angestellt hat, haben gelehrt, daß die Muscheln bei einer Dampfbehandlung von 10 Minuten Dauer ihr marktsfähiges Aussehen einbüßen, während sie bei einer solchen von nur 5 Minuten Dauer einerseits unverdorben bleiben und andererseits auch nahezu gänzlich keimfrei sind.

Aus dem Pflanzenleben.

Ik. Wipfeldürre der Waldbäume. Es giebt nicht leicht eine bekanntere Thatsache, als daß der Blitz in Bäume schlägt und sie dadurch vernichtet. Man glaubte aber bisher, daß immer nur vereinzelte Bäume von Blitzschlägen getroffen würden und meinte, den geringen Verlust in der Forstwirtschaft nicht weiter in Rechnung ziehen zu brauchen. In neuester Zeit ist man aber dahinter gekommen, daß die Erscheinung der sogenannten Flächenblitze bedeutende Schädigungen des Baumbestandes auf den bayerischen Hochlanden verursacht. Wie schon der Name sagt, sind die Entladungen der Flächenblitze horizontal flächenartig, im Gegensatz zu den strahlartigen Formen der eigentlichen Blitze; die ersteren geben sich auch nur durch Aufleuchten kund, ohne Donner. In der Umgebung Münchens und an andren Stellen des bayerischen Hochlandes wurde nun im letzten Jahre ein auffallendes Abdorren der Baumwipfel der

Nichten, Lärchen und Kiefern beobachtet, über deren Ursache man zunächst im Dunkeln blieb. Gewöhnlich zeigt sich das obere Drittel der betroffenen Bäume gebräunt und abgestorben, während der Rest und die Wurzel unbeschädigt sind. Doch zeigen sich noch unterhalb der abgetöteten Kronenstelle Risse in der Rinde und andre Erscheinungen, wie sie als Folgen eines Blitzschlages bereits bekannt waren. Diese Erscheinung war es u. a., die Professor Tubeuf in München dazu führten, die Ursache der Wipfeldürre nicht in Tierfraß, sondern in Flächenblitzen zu suchen, obwohl ein andrer Forscher die Erscheinung auf den Fraß der Raupe des Nichtenwidlers zurückführen wollte, die an den betroffenen Stellen auch wirklich vorkommt. Die Entscheidung zwischen den beiden sich gegenüberstehenden Anschauungen lieferte das Experiment, zu welchem eingetopfte Nichten benutz wurden. Mittels einer sinnreichen Vorrichtung unter Benutzung eines Induktors ließ Prof. Tubeuf die Versuchsbäumchen einige Sekunden lang mit zahlreichen schwachen Funken überschütten, so daß die Wirkung eines Flächenblitzes nachgeahmt wurde. Nach wenigen Wochen lieferten die Versuchsbäumchen genau das Bild der von Wipfeldürre betroffenen Waldbäume, womit der Nachweis für die Richtigkeit der Tubeuffchen Anschauung erbracht war.

Geologisches.

— **Die Tiefenverhältnisse der europäischen Seen** behandelt W. Halbfach in einer umfangreichen Arbeit in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“. Es finden sich in den Tabellen die wichtigsten Angaben über 873 europäische Seen nach eignen Forschungen und Berechnungen des Verfassers und nach der vorhandenen Litteratur, die in genauen Quellenangaben angeführt ist. Von den 27 Seen Europas, die nach zuverlässigen Angaben eine Tiefe von 200 Meter und mehr erreichen, liegen 14 auf der skandinavischen Halbinsel, darunter die 4 tiefsten (Hornindalsvatn 486 Meter, Njösen 452 Meter, Salsvatn i Fosnaes 445 Meter und Tiunnsjö 438 Meter, alle in Norwegen); ferner 10 in den Alpen oder am Rande derselben, 2 in Schottland, 1 in Makedonien. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß, außer dem Ladogasee, dessen Maximaltiefe noch nicht sicher feststeht, noch andre europäische Seen mit mehr als 200 Meter Maximaltiefe bestehen, wenn nicht in Schottland oder Norwegen. Alle tiefen Seen Europas liegen entweder am Rande der großen Gebirge oder in Gebieten geologischer Einbrüche. 17 von ihnen sind Kratypodepressionen, d. h. ihre Sohle reicht unter den Meeresspiegel. Von den eigentlichen Hochseen scheint der in 1968 Metern Meereshöhe in den Pyrenäen gelegene Lac Bleu mit 120,7 Meter Maximaltiefe der tiefste zu sein. In Deutschland erreichen außer dem Bodensee nur noch der Walchensee, der Königsee und der Starnbergersee eine Tiefe von mehr als 100 Meter. In Norddeutschland ist der Drabigsee in Pommern mit 83 Meter, in Westdeutschland das Pulvermaar mit 76 Meter der tiefste See; beachtenswert sind der 50 Meter tiefe, ganz isoliert gelegene Arndsee in der Altmark und die Bernshäuser Rutte, ein kleines Einsturzbecken in der Rhön, mit 47 Meter Tiefe. — („Globe“).

Humoristisches.

— **Im Wirtshaus.** Gast (der hinausgeschmissen wird, wütend): „Warum schmeißen Sie den andren Herrn nicht hinaus, der hat noch mehr Lärm gemacht als ich?“
Wirt: „Der hat noch nicht bezahlt.“ —
— **In der Sieges-Allee.** Kutscher, es riecht ja hier so merkwürdig?“
„Ja, Herr Baron, der Schimmel hat 'n Fröhenwahn, er redet sich ein, er wär' 'n Automobil!“ —
— **Warnung.** Hausierer (der aus einem Massage-Institut hinausgedorfen wurde, zu einem gerade des Weges kommenden Kollegen): „David, bleib draußen, da drinnen massieren sie Der mit de Füß!“ — („Lustige Blätter“).

Notizen.

— **Die Vatel-Malereien im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums** bleiben bis zum 12. Juni ausgestellt. —
— **Als Gegenmittel** gegen die erst seit wenigen Jahren in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannten Vergiftungen mit Stickstoffoxyden (salpetrige Säuren), die beim „Bremen“ von Metallgegenständen, in Gemischen und in Sprengstoffabriken besonders beim Entzweigen von Salpetersäuregefäßen auftreten können, hat sich am besten das Chloroform bewährt. —
t. Ein Merkmal für Arsenitvergiftung besteht in einer krankhaften Veränderung der Nägel. Am Grunde scheinen die Nägel ganz normal zu sein, aber weiter oben nehmen sie eine weißere Farbe an, werden brüchig und gegen die Spitze hin fast papierdünn und oft abgeplattet. In einzelnen Fällen tritt eine Reihe paralleler erhabener Quersstreifen oder weißer Querlinien auf. Neuerdings ist bei mehreren Fällen von Arsenitvergiftung diese Erscheinung beobachtet worden. An den Fingernägeln pflegt die Entartung stärker sichtbar zu sein als an den Nägeln der Zehen. —